

Zeitschrift: Geistesfreiheit
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 2 (1923)
Heft: 6

Artikel: Tolleranz und Christentum
Autor: Apòstata, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-407098>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zum Ausdruck. Die *Naturmystik*, ein Gefühl des inneren Verbundenseins mit dem sichtbaren All, trieb einen Franz von Assisi (13. Jahrhundert) zur Dichtung seines berühmten Sonnengesanges, in welchem er «Bruder» Mond und «Schwester» Sonne zum Preise des Höchsten auffordert und selbst den Tod als seinen «leiblichen Bruder» anspricht. Vervollständigt wird das Bild der christlichen Mystik durch die Verehrung Mariens, der «Himmelskönigin» der «mystischen Rose» (wie sie in einer alten Litanei genannt wird). Hier zeigen sich ähnliche Auswirkungen des Zusammenhanges zwischen Erotik und Mystik, wie sie schon die augustinischen Wendungen von der «Umarmung Gottes», von dem «Hingerissenwerden zu Gott» und zum «Seelenbräutigam» Christus verraten. Luther bedient sich des gleichen Ausdrucks, und fromme Klosterfrauen tragen zum Zeichen ihrer Vermählung mit Christus einen Ring am Finger. Im Bereiche der seelischen Innerlichkeit, welche in allen solchen Fällen der in Rede stehende Name Mystik deckt, werden zwei Seiten sichtbar: eine Verstandes- und eine Gefühlsseite. Auf seinen Wesensaufbau hin betrachtet, befindet sich der Mystiker in einem glutvollen (ekstatischen) Zustand der Ergriffenheit von den mit seinem inneren Auge angeschauten Wirklichkeiten. Nach beseligender Lebensgemeinschaft mit diesen geht sein ganzes Verlangen. Auf dem Gipfel des Außersichseins, d. h. der Ekstase, vermeinte der mystische Mensch seine Gottheit zu «schauen» und gleichzeitig unmittelbar «eins» mit ihr zu werden.

Vorstellen und Fühlen gingen also im Mystiker eine bestimmte Beziehung ein. Hierbei kann sich die Vorstellung, die Schauung (Intuition, lateinisch) in größerer oder geringerer Entfernung von der gewohnten und kritischen, verstandesmäßig-strengen Erfassung einer Wirklichkeit befinden, ja im extremen Falle der letzteren ganz entgegengesetzt sein. Gerade in solchem möglichen Widerstreite wurzelt die Gegnerschaft des Verstandesmenschen, des Hüters der Ratio (Vernunft), des Intellekts wider alle Mystik. Aber die in dem «alle» liegende Verallgemeinerung gilt es auf das gebührende Maß zurückzuschrauben. In kurzer Formel gesprochen: Mystik und Mystizismus sind zweierlei. Jene verharrt im Bereiche gefühlsmäßiger Innerlichkeit und leiht ihr vorstellungsmäßig eine Ausdeutung, welche das Gleichgewicht zwischen Kopf und Herz bewahrt. Dieser, der Mystizismus, schwärmt über die kritisch aufzurichtenden Grenzen hinüber und bedroht die Ansprüche einer richtigen Setzung und Bestimmung von Wirklichkeiten. Es gibt, anders gewendet, eine gesunde, den Vollklang menschlicher Seelenkräfte gewährleistende, gezügelte, und eine entartete, dem Einklange menschlicher Wesensäußerung gefährliche, ja widerstreitende Mystik (die der Verfasser soeben «Mystizismus» geheißen hat. Die Red.). Die entartete Erscheinungsform weckt die berechnete Absage von seiten des wissenschaftlichen wirklichkeitsgetreuen Denkens, die gesunde dagegen lebt mit solchem Denken im Frieden; ja, in vielen Fällen ist sie überhaupt kein möglicher Gegenstand kritischen Einspruchs. Kann etwa ein lyrisches Gedicht durch Wissenschaft «widerlegt» werden? Oder die Schönheit einer Symphonie? Kann man es dem Lyriker Goethe «im Namen der Wissenschaft» verwehren, «im stillen Busch, in Luft und Wasser» lebendige Wesen als seine «Brüder» anzuschauen und in die tiefe Brust der Natur «wie in den Busen eines Freundes» zu blicken? Alle Lyrik, im Grunde alle Kunst lebt von «Mystik», berührt als solche nicht die Kreise der Wissenschaft, sofern sie nicht gegenständlich allgemeingültig «objektive» Wirklichkeiten erfassen, sondern innerlich erlebte Gestalten sichtbar formen will. Der rechnende und berechnende Verstand erweist sich unermöglich, das einfachste lyrische Gedicht hervorzubringen. Darum gilt es die Rettung der Mystik sowohl gegenüber dem Intellektualismus als auch gegenüber dem Mystizismus.*)

(Schluss folgt.)

*) Siehe unsere Fussnote.

Was heißt „leben“?

Aus «Arbeit, das Grundproblem unserer Zeit», v. G. Schaub, Basel.

Auf der höchsten Stufe der Zivilisation müssen neun Zehntel der Menschheit den niedrigsten Kampf des wilden oder sogar animalischen Menschen kämpfen, den Kampf ge-

gen den Hunger. Nein, diese neun Zehntel leben noch nicht; sie haben noch nicht einmal Aussicht, leben zu können. (Leben im einzig richtigen Sinne als Entwicklung, als Freiheit gedacht!) Aber diese neun Zehntel *wollen* leben, sie wollen empor aus ihrer unfruchtbaren winterlichen Welt, empor ins keimende Reich der Sonne. Und weil sie es *wollen*, wird es auch geschehen.

Was der zehnte Zehntel sich so gerne zugeflüstert: «O, es ist nicht so schlimm, diese Leute sind es gewohnt; sie wissen es nicht anders und wollen darum auch nichts anderes» — diese Lüge von der Angewöhnung des Elendes mit samt jenem Märchen von der «Poesie der Armut», das alles ist nun endgültig abgetan.

Im Grunde wußte man es ja wohl; man verstellte sich bloß; man wollte das Elend nicht gesehen haben.

Das tägliche Brot, meine ich, stellt erst den Nullpunkt der menschlichen Lebensskala dar. Unter diesem Punkte ist das menschliche Sterben, *darüber* das menschliche Leben. Auf diesem Punkte angelangt, lebt der Mensch als solcher nicht und stirbt der Mensch als solcher nicht — er vegetiert bloß.

Neun Zehntel der heutigen Menschheit stehen unter dem Nullpunkte; sie alle liegen als Menschen im Sterben; sie alle gehen im Kampfe ums tägliche Brot zugrunde. Man beachte die «Umwertung»: Der Kampf ums tägliche Brot — gestern noch als Heldentum hoch gepriesen — heute der große Sterbetag, die Pest des Menschengeschlechtes.

Der Kampf ums tägliche Brot, oder was das nämliche ist, der Kampf ums Dasein muß dem Einzelnen bedeutend erleichtert, in der Folge selbst abgenommen und voll und ganz dem Staat überbunden werden. Der eigentliche soziale Staat kennt einen solchen Einzelkampf nicht mehr; er rückt den Menschen gleich ins Dasein, gleich an die Schwelle des Lebens vor. Und er brüstet sich damit nicht einmal; denn er ist sich dessen wohl bewußt, daß mit der Daseinsgarantie bloß das Erste, Kleinere, ja Selbstverständliche geleistet und das Größere, Schwerere und Letzte noch lange nicht getan ist. Die Schrulle vom standesgemäßen «Leben», d. h. von der Notwendigkeit eines andern, bedeutend vorteilhafteren Essens, Kleidens und Wohnens der «besseren» Leute ist nur die Folge jener Verherrlichung des Daseinskampfes. Sobald der künftige, starke Staat diesem grausamen Spiele des Zufalls die Spitze bricht — das Sein garantiert, also ein Ringen darum hinfällig macht — ist auch die Kasten-Lebensweise in ihren Auswüchsen verurteilt.

Jedermann soll Nahrung, Kleidung und Wohnung haben, und niemand soll im Kampfe darum untergehen müssen! Denn erst über diesem Kampfe, über dem Brotverdienste, über dem Nullpunkte steht des Menschen Leben, des Menschen Arbeit. Und es liegt am Tage: Wo der Verdienst gegeben, wo ein Staat dafür Sorge trägt, daß durch entsprechende Löhnung die materielle Not seiner Bürger gehoben, da ist es doch absolut undenkbar, daß ein solch gesundes Staatswesen das Brotverschaffen als Endzweck verfolgen könnte. Dieses kann und wird nur Aeußerliches, Formelles, nur Mittel sein zum Wesentlichen, zur *Bildung*, zur *Freiheit*.

Toleranz und Christentum.

Von Felix Apóstola.

Gedankenlose Christenmenschen, zumal «freisinnige», pflegen sich wunders was einzubilden auf ihre angeblich tolerante Gesinnung. Sie verbinden damit eine unklare Vorstellung von etwas Freiem, persönlich Unabhängigem, die jedem äußerlich oder innerlich Gebundenen nun einmal imponiert. Kommen diese Leute aber in die Lage, ihre Toleranz in einem konkreten Falle zu beweisen, dann handeln sie mit jener sancta simplicitas (heiligen Einfalt), die Huß noch vom Scheiterhaufen herab an einem lieben Mitchristen so mild belächelt hat.

Der «tolerante Christ» ist ein Fabelwesen; konsequenter Christ sein, heißt intolerant sein. Denn «der Glaube an einen Gott, der spricht und handelt, seine Geschichte und Bibel, seine Propheten und Priester hat, wird schließlich immer in Intoleranz ausarten. Wer sich der Anbetung eines eifersüchtigen und rächenden Gottes hingibt, macht sich gewissermaßen zu seinem Mitschuldigen. Stillschweigend billigt er

alle in seinem Namen begangenen und nach dem Zeugnis der heiligen Schriften häufig auch von ihm verordneten Verbrechen» (Guyau). Daß der Geist der Unduldsamkeit heute nicht mehr so viele Opfer verlangt wie zu Zeiten klerikaler Hochkonjunktur, ist nicht im Geiste des modernen Kirchenchristentums überhaupt, sondern in der allgemeinen Unwissenheit in Glaubenssachen und in der Inkonsistenz der grossen Herden-Christenheit begründet. «Jede positive Religion, jede starre Form muß bei richtiger Schlußfolge in direkter Linie zur Intoleranz führen» (Benjamin Constant). Warum eigentlich? Offenbar darum, weil der Gläubige eine abweichende Meinung in Glaubensdingen und erst recht eine wissenschaftliche Weltanschauung als Irrtum betrachten muß, den er, als beatus possidens der gesamten Heilswahrheit, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen als verdienstliches Werk, als logisch-moralische Notwendigkeit empfindet. Alle positiven Religionen glauben im Alleinbesitz der Wahrheit zu sein, die in ihren speziellen Formulierungen zu Dogmen erstarrt, an denen nicht mehr herumgedeutelt werden darf. Das vatikanische Konzil (1869/70) spricht diesen Autoritätsanspruch für die katholische Kirche unumwunden aus: «Um die unruhigen Geister zum Schweigen zu bringen, dekretieren wir, daß in der Auslegung der heiligen Schriften in keiner Weise von dem durch die Kirche festgesetzten Sinne abgewichen werden darf, auch nicht, um eine angeblich aufgeklärtere Deutung zu geben.» Da haben wir das Pfaffentum, im Sinne unbedingten Autoritätsglaubens, in Reinkultur! Sein Prinzip ist verkörpert im irdischen Stellvertreter des lieben Gottes, im Papste in Rom. Er ist tatsächlich «das Fleisch und Knochen gewordene Dogma» und darum die Verkörperung pfäffischer Unduldsamkeit, die bekanntlich mit der ewig denkwürdigen Unfehlbarkeitserklärung vom Jahre des Heils 1870 die offizielle Weihe empfing.

Auf der Seite ist also Toleranz ausgeschlossen und je und je bis in die neueste Zeit hinein mit klerikaler Konsequenz als gefährlicher Irrtum verflucht worden. Noch heute steht der offizielle Katholizismus auf dem Standpunkte der Jesuiten der «Imago primi saeculi»: «Frieden ist ausgeschlossen, die Saat des Hasses ist uns eingeboren.»

Wie steht es aber auf der andern Seite, bei dem sich fortschrittlich-liberal gebärdenden Protestantentum? Soweit wir es hier mit positivem Christentum und nicht mit aufgeklärtem Opportunitäts-Kirchentum zu tun haben: um kein Haar besser. Der Schreiber dieser Zeilen könnte mit einem selbsterlebten Muster liberaler Intoleranz aufwarten, wenn er nicht riskieren müßte, sich dadurch den schlimmsten persönlichen Anfeindungen auszusetzen. Von der in Artikel 49 unserer Bundesverfassung garantierten Glaubens- und Gewissensfreiheit sind wir in Tat und Wahrheit noch weit entfernt.

Man gebe sich keinen Täuschungen hin: Toleranz ist ein Edelgewächs, das im Halbdunkel unserer Kirchen niemals gedeihen wird. Es ist schon so, wie Feuerbach gesagt hat: «Nicht dem christlichen Glauben, nicht der christlichen, d. h. der durch den Glauben beschränkten Liebe, nein! dem Zweifel an dem christlichen Glauben, dem Sieg der religiösen Skepsis, den Freigeistern, den Häretikern verdanken wir die Toleranz der Glaubensfreiheit.»

Vermischtes.

Hipp, hipp, hurra! Ueber eine seltsame Prozession in Rom, deren Vorbeimarsch zwei Stunden dauerte, berichtet ein Augenzeuge der «Neuen Zürcher Zeitung»: «Die Vertretungen der Karabinieri, der braun-blauen Pfadfinder, der weiss- und schwarzgestreiften Turner, der buntnützigsten Studenten, die weissen Hemden der katholischen Gewerkschaften, das bunte Jahrmarktsfarbengebümel von Fahnen, Schärpen, Stolen und Kokarden, die das monotone Geplärre religiösen Singsangs zerreisenden Hochrufe auf Jesus Christus (die Studenten brachten sogar ein Hipp, hipp hurra auf Jesus aus!), das blumenwerfende und beifallkatschende Publikum, sie alle sprachen mehr zu den Sinnen als zum religiösen Gemüt! Was diesem Schauspiel eine neue und interessante Note verlieh, das war die Teilnahme von offiziellen Vertretungen des Heeres, der Milizia Nazionale, der Stadtpolizei, das waren ferner die Spalier bildenden Truppen, das war die polizeiliche Unterbrechung des Auto- und Wagenverkehrs, die Errichtung eines Altars im Justizpalast, eine wahre Häufung offizieller Solidaritätskundgebungen, die einen geradezu servilen Charakter annahmen. Der Szenenwechsel gegen einst, als die Stadtverwaltung diese kirchlichen Kundgebungen kaum duldet, ist vollkommen.»

Wir bringen dieses Bild nur, um zu zeigen, wie auch jetzt wieder, als ob es nie einen Weltkrieg mit unausdenkbarem Elend ge-

geben hätte, Kirche und Staat, Kirche und Militarismus, Kirche und lärmender Patriotismus miteinander gehen, und wie das Volk wieder, wie je und je, durch kirchliches Schauegepränge, durch Massensuggestion in jene Hurra-hurra-Stimmung versetzt wird, in der es sich im Namen irgend eines «höhern» Zweckes willig zur Mord- und Schlachtbank führen lässt. Mussolini, der in masslosem Ehrgeiz fiebernde Diktator Italiens, weiss, dass er nur ein Volk, das auf eigenes Denken und Urteilen verzichtet, nur ein der Kirche und ihrer weltfeindlichen Jenseitslehre blind ergebenes Volk, nur ein Volk geistiger Sklaven seinen Plänen, den Plänen seines kriegerischen Ehrgeizes und seines chauvinistischen Grössenwahns wird dienstbar machen können. Er muss um die Gunst der Kirche werben. Darum hat er in den Schulen Italiens den Religionsunterricht wieder eingeführt, darum lässt er in jedem Schulzimmer einen Kreuzifix anbringen, darum stellt er die konfessionellen Mittelschulen den staatlichen gleich, darum steht er im Kampf der Kirche gegen Freimaurerei und Ehescheidung auf der Seite der Kirche. «Arm in Arm mit dir, so fordr-ich mein Jahrhundert in die Schranken», das ist der Sinn von kirchlich-militärischen Schaustellungen, wie oben eine beschrieben wurde; der «Thron» sagt's zum «Altar», der Altar zum Thron. Eines aber ist ganz gewiss: wer künftig wieder Krieg führen will, der bedarf noch mehr als bisher, dass die Kirche «Hippippurra» dazu sagt. Und nicht umsonst hat Mussolini in bewundernswerter Offenheit (die er selber vielleicht schon manchmal bereut hat) bekannt, dass er sich der Kirche als eines wunderbaren Propagandamittels zur Förderung einer künftigen imperialistischen Expansion Italiens bedienen wolle.

Die Bibel auf dem Scheiterhaufen. «Gott, der Allwissende», hätte es sich wohl auch nicht träumen lassen, dass das Buch seiner Offenbarung, die Bibel, in Rom, dem Sitze seines irdischen Statthalters, von begeisterten Anhängern der alleinseligmachenden, allein zu Gott hinführenden Kirche zusammen mit Schundliteratur schlimmster Sorte einem Autodafé überliefert würde. Also geschahen Sonntag, den 27. Mai 1923, nach einer kirchlichen Feier. Mit grossem Pomp wurde, wie ein Bericht sagt, ein Scheiterhaufen errichtet; bald loderte das Feuer und vernichtete unanständige Bilder, pornographische Bücher und — Bibeln. Der Abgeordnete Cingolani hielt dazu von der Kirchentür aus eine flammende Rede, um die moralische Bedeutung dieser Tat hervorzuheben. Die Verbrennung der Bibel galt dem Protestantismus, der damit in seinen innersten Gefühlen verletzt werden sollte, da die Bibel die einzige Quelle seiner Heilslehren ist. Also eine Tat echt christlicher Nächstenliebe. Da aber die katholische Kirche ihre Daseinsberechtigung, ihre Stellung, ihr Papsttum, ihre Schlüsselgewalt, die Lehre von der Erbsünde und den ganzen damit verbundenen Rattenkönig von Dogmen ebenfalls aus der Bibel bezieht, mit der sie steht und fällt, so haben die Veranstalter des Autodafés mit diesem ihr Urteil über die katholische Kirche selbst gefällt. Unfreiwillige Ehrlichkeit!

Heilige Einfalt! Bekanntlich ist gegenwärtig der Aetna in starker Tätigkeit und schickt einen mächtigen Lavastrom zu Tal, der schon etwa 20 000 Menschen ihrer Heimstätten beraubt hat. Zwei Ortschaften, die stündlich ihrer Vernichtung entgegengehen, sind Castiglione und Linguaglossa. Nun ist zwischen den Einwohnern dieser beiden Städtchen, statt dass sie auf Abwehr und Rettung bedacht sind, ein heftiger Streit ausgebrochen. Die Bürger von Linguaglossa zogen nämlich der Lava mit dem Stab des Schutzheiligen S. Aegidius entgegen. Nun fürchtete das Volk von Castiglione, dass infolge wundertätiger Einflüsse der Lavastrom von Linguaglossa abgelenkt werde und Castiglione überflute. Sie verlangten, dass der Stab in die Kirche zurückgetragen werde, und da sich die Leute von Linguaglossa weigerten, kam es zum Streit, bei dem Karabinieri und nationale Miliz eingreifen mussten. Christliche Nächstenliebe allüberall, wo die Frömmigkeit blüht!

Trennung von Kirche und Staat. Einen weiteren Schritt auf dem Wege zur völligen Trennung von Kirche und Staat ist der Kanton Aargau im Begriffe zu tun. Die Regierung beantragt dem Grossen Rat auf ein Gesuch der römisch-katholischen Synode hin die vollständige Ablösung der finanziellen Beziehungen zwischen dem Staat und der römisch-katholischen Synode durch die Ausbezahlung verschiedener kirchlicher Fonds und die Aufhebung des Chorherrenstiftes Zurzach. Mit dem Zustandekommen dieser Lösung verzichtet die römisch-katholische Synode auf jeglichen finanziellen Anspruch dem Staate gegenüber und verpflichtet sich auch zur Bezahlung der Ausgaben, die sich bis anhin für den Kanton Aargau aus seiner Zugehörigkeit zum Bistum Basel ergaben. Meinungsverschiedenheiten bestehen nur noch inbezug auf die Berechnung des Vermögens des genannten Chorherrenstiftes.

Eheschliessung und Gesundheit. Aus Italien wird berichtet, dass der Deputierte Cirincione, Präsident der parlamentarischen medizinischen Vereinigung, der italienischen Kammer folgende Tagesordnung vorgelegt habe: Die Kammer ersucht die Regierung, Gesetzesbestimmungen auszuarbeiten, wodurch in das Zivilgesetzbuch die Verpflichtung für die Brautleute aufgenommen werden soll, mit den Dokumenten für die Veröffentlichung der Eheschliessung ein ärztliches Zeugnis über ihren Gesundheitszustand vorzulegen.

HAUPTVORSTAND.

Sitzung vom 23. Mai 1923.

Die Traktandenliste für die Hauptversammlung wird festgelegt. Die einzelnen Punkte werden, soweit es schon möglich ist, besprochen. Der Hauptvorstand verzichtet darauf, seine Ansicht in der Juninummer der «Geistesfreiheit», vorgängig der Hauptversammlung, zum Abdruck zu bringen.

Sitzung vom 7. Juni 1923.

1. Die Jahresberichte der Ortsgruppen werden besprochen; sie werden unter bester Verdankung zur Weiterleitung an die Hauptversammlung genehmigt.